

Die Visualisierung des Immateriellen: Modernes Arbeitertheater an den Berliner Sophiensaelen

Thomas Kapielski sagt: „Wenn Sport ein Bruder der Arbeit ist, dann ist Kunst eine Cousine der Arbeitslosigkeit.“ Man muss hier hinzufügen, dass die Mutter der Arbeitslosigkeit allerdings in zweiter Ehe das prekäre Beschäftigungsverhältnis gebar. Das prekäre Beschäftigungsverhältnis lebt in wilder Ehe mit dem Leiter des Bundes für Arbeit zusammen, man munkelt aber auch über eine Liaison mit dem Kanzler. Bei Familienfeiern tuscheln die Kunst und das prekäre Arbeitsverhältnis miteinander und machen sich über die Arbeitslosigkeit lustig, die ihrerseits meist mit der Arbeit zusammen bei Bier und Korn über alte Zeiten schwärmt. Armin Chodzinski

Vor rund zwei Jahren machten sich Jelka Plate und Claudia Hamm auf die Suche nach Möglichkeiten der Visualisierung von prekärer Beschäftigung und immaterieller Arbeit für das Theater. Angeregt durch die Texte Maurizio Lazzaratos, Diskussionen mit italienischen GewerkschafterInnen und hiesigen „umherschweifenden Produzentinnen“ entstand das gleichnamige Stück, das im Rahmen des Projektes „It’s really personal out here. Arbeit als Lebensstil.“ vom 12.-21. März in den Berliner Sophiensaelen aufgeführt wurde. Umherschweifende Produzentinnen sind ersteinmal alle, die sich auf dem Markt anbieten – sei es in prekären, zeitlich begrenzten Beschäftigungen, Ich-Ag’s, bei denen das Haustier zu Hause gebürstet wird, in Kulturproduktionen oder in den Call- und Konsumcentern als Dienstleisterin. Ein solcher Arbeitsbegriff verabschiedet sich von der traditionellen Klassendefinition und erfasst das Subjekt der Geschichte in dem geforderten Grad seiner scheinbaren Authentizität, die als marktfähige Kompetenz zum Imperativ wird. Armin Chodzinski, dessen Vortragsperformance in den Sophiensalen zu sehen war, versteht den modernen Klassenbegriff so: „Das prekäre Beschäftigungsverhältnis und das in ihm geforderte kulturelle Kapital macht deutlich, dass in dieser Übergangsphase, in der wir uns befinden, die Unterschiede zwischen Arm und Reich nicht mehr wirklich entscheidend sind. Wissen/ Nicht-Wissen, Vernetzt/ Einzelnd. Kommunikativ/ Autistisch sind Begriffspaare, die heute Klassen konstituieren und diese sind weit schwerer aufzulösen.“ Maurizio Lazzarato spricht von einem „intellektuellen Proletariat“, das sich hinter dem Etikett der Selbstständigkeit verbirgt. Immaterielle ArbeiterInnen sorgen dafür, dass eine soziale Relation erzeugt wird, die zu einem ökonomischen Wert generiert.

„Wir haben immer wieder gemerkt, wie schwierig es ist, diese immaterielle Arbeit sichtbar zu machen,“ so Jelka Plate. „Das ist eine grosse Herausforderung gewesen, danach zu forschen, wie schaffen wir es, dafür Bilder zu finden, wo hier eben so eine Brutalität drin liegt. Die Zurichtung ist viel subtiler, die Zurichtung ist nicht so äusserlich. Die Fabrik ist quasi in uns selber verlagert.“ Fündig wurden die Bühnenbildnerin und die Regisseurin dann bei Gesine Danckwarts Stück „Pane Quotidiano – Täglich Brot“: „Hier haben wir es mit Leuten zu tun, die vor allem mit sich selber ganz viel ausmachen müssen, weil sie ihr eigener Manager sind, weil sie ihre eigene Universität sind. Gesine Dankwart hat da für „Täglich Brot“ eine sehr präzise Form gefunden, dadurch, dass da fünf Leute sind und diese fünf Leute monologisieren.“

In einer Mischung aus soziologischer Theorie und empirisch-sinnlicher Wahrnehmung führten Hamm und Plate Interviews mit ihren engsten Familienangehörigen zum Thema Zweckhaftigkeit der Arbeit. Herausgekommen ist dabei eine Installation in Form eines begehbaren Kastens, in dem sich Alltagsbilder mit Zitaten dokumentarisch abwechseln „Selber die Kontrolle und der Arbeitgeber“, „Gut, eine Weihnachtsfeier machen wir einmal im Jahr“. „Die Arbeit ist, wenn ich konzentriert bin.“ „Wenn etwas entstanden ist, muss ja irgendwie daran gearbeitet worden sein.“ „Schweigen und diese etwas verlogene Lachen, weil ich vielleicht meine, dass ich im Moment gar keine Arbeit mache.“ „Ich bin für mich zuständig.“ „Klar muss ich mich als Marke und als Produkt präsentieren, aber das Schöne ist, dass es immer um mich geht.“ „Wochenstunden rechne ich in dem Sinne nicht ab, weil es ja mein Leben ist.“ Diese sehr pragmatischen Reaktionen auf die Frage nach der Beziehung zur Arbeit waren für Hamm und Plate ein wichtiger Denkanstoss. Hamm: „Da dachten wir selber manchmal – diese ganzen Theorien fassen einen ganz wichtigen Aspekt des ganzen überhaupt nicht, nämlich wie die Leute sich innerhalb dieser ganzen Strukturen trotzdem so eine Würde und auch Freiheit bewahren. Sie treffen darin trotzdem auch Entscheidungen, wie sie sich bewegen wollen, zumindest teilweise. Sicher gibt es bei den sechs Personen ganz unterschiedliche Positionen. Bei einigen gibt es eine recht deutliche Deckungsgleichheit zwischen neoliberalen Diskurs und dem persönlichen Diskurs. Bei anderen ist das sehr getrennt.“

Das Versprechen, was in der scheinbaren Aufhebung der Entfremdung zwischen Subjekt und Arbeit liegt, birgt zweifellos ein utopisches Moment, das an der Theke der Servicezone allerdings in psychischer Deprivation und Schizophrenie endet. Das Stück „Umherschweifende Produzentinnen“ thematisiert das Aushalten der Ambivalenz scheinbarer Unabhängigkeit kultureller Produzentinnen und den Rückfall in die prekäre Dienstleistung zur ökonomischen Absicherung dieser Unabhängigkeit. „Wo liegt diese Gratwanderung, wo jemand behauptet, er selbst zu sein, wo man aber sieht, dass dieses Selbst eine Maske ist, das bestimmte Sachen von sich abspalten muss, um dann ein Ich zu produzieren, was marktfähig ist?“ fragt Jelka Plate.

Die vier Produzentinnen in dem Theaterstück stellen sich und ihr Team vor, bieten ihren Service an und schwanken zwischen Skandalisierung und Erkenntnis als Subjekte, die darum kämpfen, ihr Ich als Einsatz marktfähig zu machen. Für eine Produktion versucht eine Produzentin, einen Teilnehmer zu gewinnen: „Wir haben da so‘ ne Produktion laufen, dazu brauchen wir Leute, die zu sich stehen. Ganz eigene, selbstbewusste junge Leute. Du kannst alles so machen, was du willst, Hauptsache, es ist toll und es kommt ganz aus dir selbst. Be yourself, but at it’s top, verstehst du?“ Der Ich-AG- Song preist die Bedeutung des Lächelns für die Dienstleistung: „Mach deine Freundlichkeit zur Kür! Handel immer von innen her! Die beste Methode, Gefühle auszudrücken, ist, sie zu haben! Wenn du es nicht selbst genießt, freundlich zu sein, dann glaubt dir das Keiner! Freu dich! Geniesse es, zu dienen!“ Jürgen Kuttner, der bei der Premiere per Videomitschnitt als kommunizierender Kollege an die Wand geworfen seinen eigenen Worten lauscht, bringt einen hochinteressanten Beitrag zur Geschichte der Hymne. Kuttner fand heraus, dass der Geschäftsführer von *Kaufland* höchstpersönlich eine Dienstleistungshymne erfand. Diese Hymne auf das Lächeln, das einem die Kundenwelt erobere, weck, so Kuttner, die Sehnsucht nach dem übellaunigen Kellner, dessen authentische Stimmung immerhin echt ist. „Das Kommando soll im Subjekt und in der Kommunikation verankert werden!“ wird in den Sophiensaelen in Agit-Prop-Manier vom Baugerüst herunterskandiert.

Da, wo das Individuum sein Ich auf den Markt wirft, findet der Boom von Partneragenturen als rationale Erledigung der Reproduktionsbedürfnisse seine tragikomische Entsprechung. „Ich rufe Dich, höre meinen Ruf, meinen Hilferuf: in

absoluten Vertrauen mit Dir sein zu dürfen, wie ich wirklich bin, Dir zu dienen und mit Dir alles neu zu erleben, was ich schon kenne [...] Du lachst viel, auf jedem Gebiet [...] ich bin zart von wechselnder Schönheit [...] Finanziell wirke ich jünger, als ich bin. Ich versuche, auch privat so zu sein, wie am Arbeitsplatz.“ Das macht Mut.

Immaterieller ArbeiterInnen oder Systemstabilisierer? Die Vortragperformance von Armin Chodzinski - Unternehmensberater, Künstler, Forscher und Dozent – „Es darf nicht getanzt werden! Polemik eines Daheimgebliebenen“ befasste sich mit dem Verhältniss zwischen Kunst und Ökonomie.

Das Gründungsmitglied des ZVK's (*Zentrum für verkrampfte Kunst*) erscheint in Trenchcoat, Karohut, Brille und Anzug. Es hängt seinen Mantel an dem Garderobenständer auf, setzt sich an den Nachrichtensprecher – Tisch und beginnt. „Ich werde das freie Sprechen so weit als möglich vermeiden, denn das freie Sprechen gilt als Kompetenz.“ Die Verklärung ist nicht sein Ziel. An die Wand geworfen wird ein Video-beamer. Von dort lächelt ein silbergrau melierter Herr, der offensichtlich einen Workshop zur Erfolgsschulung in der Wirtschaft leitet, uns mit blendax-weisser Zahnpracht zu und erklärt, wie leicht es ist, erfolgreich zu sein. „Jeder ist selbstständig“ befiehlt er aus streng lächelndem Gesicht. Erfolg sei prima für das eigene Selbstwertgefühl. In elliptischer Manier stellt er wiederholt Fragen, deren Antwort immer die Zuhörer selbst sind. „Wer ist die wichtigste Person in diesem Raum?“ fragt er scheinheilig. So wird Erfolg gelehrt. Während die drei Fernseher nach und nach Endlosschleifen eines Herrn Chodzinski beim Krawattenbinden unterschiedlichster Couleur zeigen – oder auch Grimassenschneiden und andere Faxen zur Auflockerung der grauen Theorie – steigt der Künstler auf ein Baugerüst und wieder herunter und führt auf diese Weise seinen Vortrag fort. Zuweilen erleben wir leidenschaftliche Ausbrüche wie DAS SYSTEM IST KRANK ICH ERSCHIESS EUCH ALLE! Oder auch: ALLE RÄDER STEHEN STILL, WENN DEIN STARKER ARM ES WILL!

Was Jürgen Kuttner die launische Grimasse des Kellners, ist Armin Chodzinski Style Council: „Walls come tumblin' down“, diese Hymne ehemaliger Kunststudenten an die wohl letzte britische Bergarbeiterbewegung. Herr Chodzinski tanzt diese Bergarbeiter-Hommage auf der Leinwand und gesteht später, dass ihm manchmal heute, wenn er mit seinem Glas Wein ganz privat ist und diesen Song hört, ihm

manch Träne der Nostalgie aus dem Gesicht rollt. „Governments crack and systems fall – ,cause Unity ist powerful – Lights go out – walls come tumbling down!“

Die „schöpferische Zerstörungskraft des Kapitalismus“, so Chodzinski, ist im Vorstadium des Neoliberalismus angekommen, in der Casting-Shows als systemstabilisierende Joblotterien fungieren. Die Künstler, die sich als Rennpferde der Kreativität auf den Markt werfen, haben an der Metamorphose künstlerischer Produktionsprozesse kräftig mitgerührt. „Genauso wie sich die Ökonomie kulturalisiert, so ökonomisiert sich die Kunst und radikalisiert die seit jeher bestehenden Charakteristika der Produktion.“ Mit der Parole der „schöpferischen Zerstörung“ des Kapitalismus schuf der Markt die Grundlagen dafür, Kreativität zum Imperativ zu machen. In diesem „Nebel genialischer Selbstverwirklichung“ wurden die Künstler auf den Plan gerufen. Ihre Kreativität wurde zu einer Ressource und zu einem Marktwert. Malkurse in der Toskana für Manager, „kreative Köpfe“ für die Marketingentwicklung, temporäre Projektarbeit wurde integraler Bestandteil der Arbeitsorganisation.

Weil immaterielle Arbeit in sozialen Netzen stattfindet, konstituiert sie den arbeitsorganisatorischen Nenner, innerhalb dessen Kunst und Ökonomie sich aufeinander zu bewegen. So widmen sich „beide Bereiche der Beschleunigung des Übergangsprozesses“, in dem Kreativität als bunt verkleideter Fordismus daherkommt - Ökonomisierung des Alltags: „Kein Kaffee, der nicht perspektivisch getrunken wird“. Die Mikroökonomisierung der Gefühle führt zu einer radikalen Abhängigkeit von der Arbeit.

Früher, so Chodzinski, beanspruchten die Künstler das Monopol auf selbstlose Dekonstruktion des Kapitalismus. Doch der Kapitalismus strafte sie mit Erfolg. So blieb dem linken Künstler immerhin noch die Entscheidung, keine Karriere machen zu wollen. Eine Entscheidung, die allerdings bloss von denen getroffen werden kann, die sich eine solchen Verzicht leisten können. „Das Rollenmodell Künstler ist in der Gesellschaft angekommen. Es findet Verwendung, wird für Gut befunden, ausgebaut, gelehrt und endlich einem Zweck zugeführt.“

Die scheinbare Aufhebung der Entfremdung durch die Zusammenfügung von Arbeit und Leben lässt denen, die ohnehin keine Wahl haben, die psychische Zurichtung und die Selbstaussbeutung als kleineres Übel erscheinen. Besonders deutlich wird dies in „Pane Quotidiano“, gespielt in italienischer Besetzung mit deutschen

Übertiteln, wie die Verlierer des Dritten Sektors sich an der Idee der relativen Priveligiertheit festklammern, um ihre Deprivation erträglich zu machen. Lieber noch Überstunden machen, um dem Schrecken eines einsamen Abends zu entgehen. Das Gesicht aufgestützt auf Stiften, träumend von den Fischen auf dem Bildschirm, erschliesst sich die sehr geschlossene Truppe aus Bologna die Tristesse des dahinrinnenden Dienstleistungstages. Auf dieser Folie opponiert das Subjekt gegen seinen Verkauf und entwickelt ein Eigenleben, was sich auch anderswo als in den Sophiensaelen sehen lassen könnte. Agit-Prop des immateriellen Proletariats in den Arkaden?

Wo das Kokettieren Kulturschaffender mit der Opposition heute an ideale und materielle Grenzen stösst, hat „Arbeit als Lebensstil“ einen Raum der Auseinandersetzung mit scheinbaren Klarheiten eingefordert. Hamm: „Eigentlich passiert ganz viel in der Kunst zum Thema immaterielle Arbeit und Prekarität. Aber das bleibt in einer gewissen Weise sehr verträglich und brav. Da ist soviel gewusst und soviel beherrscht und scheinbar haben wir das alle so super im Griff.“ Plate: „Das ist eine Möglichkeit von Theater, eine Versamlungsstätte dafür zu sein, um diese Konzentration gemeinsam für eineinhalb Stunden aufzubringen und den Blick auf diese Zurichtung zu wenden.“ Gegen das Diktat der Coolness und Lockerheit setzen Hamm und Plate die Dramatik des Banalen und bissige Ironie; Chodzinski die altmodische Spieluhr und gezielte Beklemmung. Es gibt kein Lächeln zum Abschied. Das ist unverkäuflich.